

Die bescheidene Utopie. Zu den Prinzipien möglichst illusionsloser Gegenentwürfe

Vor einiger Zeit hat mir Werner einen kurzen Text Rosa Luxemburgs vom Dezember 1918 im VL-Büro (VL = Vereinigte Linke) ins Fach gelegt, „Die Sozialisierung der Gesellschaft“. „Sollten wir vielleicht auch mal diskutieren“, meinte er. Stimmt. Zur Diskussion ist es zwar bis jetzt noch nicht gekommen, aber die nachfolgenden Überlegungen, die zum Teil an „Das Schwierige, das schwer zu machen ist“ („Vau Ell“ Nr. 28) anknüpfen, könnten ein Vorgriff darauf sein.

Die für mich wichtigste Passage in diesem Text lautet: „Zu allen diesen großen Reformen gehört aber auch ein entsprechendes Menschenmaterial ... In der sozialistischen Wirtschaft fällt der Unternehmer mit seiner Peitsche fort. Die Arbeiter sind hier freie und gleiche Menschen, die zu eigenem Wohl und Nutzen arbeiten. Da heißt es eben von selbst, aus eigenem Antrieb, fleißig arbeiten, keine Verschwendung mit dem gesellschaftlichen Reichtum treiben, reellste und pünktlichste Arbeit liefern. Jede sozialistische Unternehmung braucht natürlich ihre technischen Leiter, die die Sache genau verstehen, die das Nötigste anordnen, damit alles richtig klappt, damit die richtigste Arbeitsteilung und höchste Leistungsfähigkeit erzielt wird. Da heißt es nun, diesen Anordnungen willig und voll und ganz folgen, Disziplin und Ordnung halten, keine Reibungen, kein Durcheinander herbeiführen ... Dazu gehören innere Selbstzucht, geistige Reife, sittlicher Ernst, dazu gehört das Gefühl der Würde und der Verantwortlichkeit, eine ganze innere Wiedergeburt des Proletariats. Mit faulen, leichtsinnigen, egoistischen, gedankenlosen und gleichgültigen Menschen kann man keinen Sozialismus verwirklichen. Sozialistische Gesellschaft braucht Menschen, von denen jeder an seinem Platz voller Glut und Begeisterung für das allgemeine Wohl ist, voller Opferfreudigkeit und Mitgefühl für seine Mitmenschen, voller Mut und Zähigkeit, um sich an das Schwerste zu wagen.

Wir brauchen aber nicht Jahrhunderte oder Jahrzehnte zu warten, bis ein solches Geschlecht von Menschen heranwächst. Gerade jetzt, im Kampf, in der Revolution, lernen die Massen der Proletarier den notwendigen Idealismus und erwerben sich früh die geistige Reife ... Indem wir tüchtige Kämpfer der heutigen Revolution werben, schaffen wir künftige sozialistische Arbeiter, wie sie als Grundlage einer neuen Ordnung sein müssen ... Was hier nur kategorial benannt wird, haben andere Sozialisten literarisch, breiter und konkreter also, ausgemalt: Edward Bellamy, William Morris, viel später noch Robert Havemann. Es ist schon etliche Jahre her, seit ich Havemanns "Morgen" gelesen habe, die Details habe ich zum größten Teil vergessen, es ging bei ihm auf alle Fälle ein wenig hedonistischer her als bei Rosa Luxemburg, in Erinnerung geblieben von dieser morgigen Welt ist mir aber vor allem: Sie war gepflegt und äußerst langweilig. Zwar ist die literarische Darstellung von Glücksmomenten tatsächlich etwas Schwieriges, ich denke aber, daß dieser Eindruck nicht nur die Folge eventuell fehlender literarischer Fähigkeiten war, sondern aus Mängeln seines Gegenentwurfs zu den bestehenden Gesellschaften (so würde ich den Begriff ‚Utopie‘ verstehen) herrührt.“

Ich will Rosa Luxemburgs Visionen hier nicht konkret-inhaltlich kritisieren, das würde zu weit führen. Problematisch sind sie auch unabhängig davon, insbesondere durch ihren Maximalismus, der sich nicht zuletzt in gewagten Superlativen niederschlägt. Es ist dies ein Maximalismus, der sich in eher philosophischer Form schon beim jungen Marx findet, etwa in den „Ökonomisch-philosophischen Manuskripten“, die Rosa Luxemburg allerdings nicht kennen konnte, und der auch später immer wieder mal bei ihm aufscheint: Sozialismus/Kommunismus als Ort, wo der Mensch mit sich, mit allen anderen und der Welt insgesamt versöhnt ist, wo er sich allseitig, harmonisch usw. usf. entfaltet. Ein solches Ziel ist aber nicht nur unerreichbar, sondern vielleicht auch gar nicht erstrebenswert: Es verlangt einfach zu viel von den Menschen. Niemand kann immer schaffensfroh und heiter und diszipliniert und solidarisch und dergleichen mehr sein (einmal klingt so etwas auch bei Marx an:

wenn er sich in den „Grundrissen“ von Fouriers Gedanken der Verwandlung der Arbeit in ein Spiel distanziert). Ich glaube nicht, dass unsere Schwächen, Macken, Schattenseiten allesamt nur die Folge verkrüppelnder Verhältnisse sind, sie gehören vielmehr zum Leben dazu. Und zugleich stelle ich mir eine Gesellschaft ganz harmonisch gebildeter, solidarischer Idealmenschen bei allem Harmoniebedürfnis, das ich habe, auch etwas langweilig vor, eben so, wie Havemann sie geschildert hat.

Noch ein weiteres Problem sozialistischer Entwicklung offenbart der Luxemburg-Text, dieses sogar ganz explizit: Wo soll der neue, für den Sozialismus notwendige Mensch eigentlich herkommen? Die aufklärerischen Utopien litten an dem Zirkel, dass die neue Gesellschaft genau jene Menschen voraussetzte, die (bestenfalls) erst das Produkt dieser Gesellschaft sein konnten. Solange diese neue Gesellschaft gleichsam als Geschenk gedacht war, blieb dieser Zirkel unauflösbar. Marx' Verdienst war es, mit den Feuerbachthesen einen Ansatz zur Auflösung dieses Zirkels zu bieten: „Die materialistische Lehre, daß die Menschen Produkte der Umstände und der Erziehung, veränderte Menschen also Produkte anderer Umstände und geänderter Erziehung sind, vergißt, daß die Umstände eben von den Menschen verändert werden...“. Im revolutionären Prozess (im weitesten Sinne verstanden) müssen sich die Werte und Fähigkeiten bilden, die für die zukünftige Gesellschaft bestimmend sein sollen. Hier knüpft Rosa Luxemburg offensichtlich an, aber auf spezifische Weise (auch wenn das nicht direkt gesagt wird): Jene Fähigkeiten, die zur Revolution notwendig waren oder zu sein schienen, sollten zugleich den Sozialismus fundieren und die Hauptfähigkeiten eines neuen Menschen sein. Er wurde aber dadurch zu keinem, sondern blieb mit seinen Bedürfnissen innerhalb des bürgerlichen Horizonts. Ein so begründetes System musste aber unweigerlich von der bürgerlichen Ordnung wieder eingeholt werden, es sei denn, dass es die Bourgeoisie auf eigenem Felde übertrumpft (wozu die Mittel fehlten) oder dass es sich im Nachhinein noch anderen Bedürfnissen öffnet (aber dem stand wiederum der Leninismus im Wege). Anders gesagt: Entwicklungen hin zu einem demokratischen und freiheitlichen Sozialismus sind nur möglich, wenn innerhalb der bürgerlichen Ordnung massenhaft Bedürfnisse entstehen, die in solchen Verhältnisse unbefriedigt bleiben müssen und in Politik umsetzbar sind. Ob das je der Fall sein wird, ist nicht absehbar.

Aus diesen und weiteren Überlegungen ergeben sich für mich einige grundsätzliche Anforderungen an sozialistische Gegenentwürfe zum Bestehenden:

- 1) müssen solche Gegenentwürfe, um politisch wirksam werden zu können, eine reale Perspektive eröffnen, sie müssen tatsächlich erstrebenswert und erreichbar sein und sich mit einer Strategie verbinden lassen.
- 2) können solche Gegenentwürfe nur das Ergebnis eines kollektiven Verständigungsprozesses sein; sie setzen die individuelle Utopie voraus, können aber nicht bei ihr stehenbleiben.
- 3) dürfen die individuellen Utopien in den kollektiven Entwürfen nicht völlig untergehen; diese müssen Raum für unterschiedliche Wertvorstellungen und Lebensweisen lassen. Das Demokratische und das Freiheitliche stehen also auch in einem gewissen Gegensatz zueinander.
- 4) müssen wir uns der Tatsache bewusst sein, dass selbst der weitgreifendste Gegenentwurf immer nur etwas Vorläufiges sein kann.

Zweierlei zumindest bleibt hier offen. Zum einen, wie nicht-maximalistische Utopie denn auszusehen hätte. Das weiß ich auch nicht so recht, ein paar Gedanken dazu habe ich aber in dem bereits erwähnten Aufsatz in der „Vau Ell“ Nr. 28 geäußert. Ihr Gegenstand wären meines Erachtens die Institutionen (im weitesten Sinne des Wortes), über die die kollektiven oder gesellschaftlichen Angelegenheiten geregelt werden, und die Prinzipien, auf denen solche Regelungen beruhen. Zum

anderen, und das stellt alles bisher Gesagte wieder in Frage: Lebt die Utopie nicht gerade vom Maximalismus, ist es nicht notwendig, bestimmte Grundsätze ganz rein und absolut als Kern gesellschaftlicher Verhältnisse herauszustellen, auch wenn man weiß, dass sie nie so absolut zu verwirklichen sind? Gehört die Sehnsucht nach Vollkommenheit nicht zum Leben, ist sie nicht ein notwendiger Antrieb? Braucht die Revolution nicht die große Illusion? Was als individueller Antrieb sinnvoll ist, muss es jedoch, in einen Gesellschaftszustand übersetzt, nicht unbedingt mehr sein – im Gegenteil. Zudem haben wir uns, so denke ich, 1989/90 auch ohne große Illusionen reichlich geplagt. Ich wäre froh, wenn dieses illusionäre Moment endlich aus dem Politischen verschwinden würde.

ERHARD WEINHOLZ (VL Berlin)

Dieser Beitrag entstand 1995 und ist zuerst im „Subbotnik in LA“ Nr. 73 (Juni 1995) erschienen, dem Blatt der Hallenser VL.

Mehr zur VL siehe (http://de.wikipedia.org/wiki/Vereinigte_Linke)